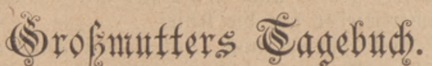
№ 39 — Neue Gartenlaube. — 1893

Beilage zum „Danziger Courier“.



Großmutters Tagebuch.

Novelle [13]

von

A. von Senten.

(Schluß.)

Was hatte ich erfahren! Die Fassung, die ich nach jahrelangem Ringen endlich erkauft, war dahin! Ich hatte in ein Augenpaar geblickt, das ich ja nie, nie vergessen konnte.

Es war Täuschung gewesen, wenn ich geglaubt, ich hätte überwunden, das fühlte ich jetzt, wo das gleiche schneidende Weh mein Herz zerriß, ebenso als damals, da Axel mich verließ!

Ich durfte ihm nicht noch einmal begegnen, ich mußte den Blick dieser Augen fliehen, denn ich konnte ihm nicht widerstehen. Wo war Luitka? War sie mit dem Gatten gekommen?

Daß Jusz nie von seiner Mutter gesprochen, fiel mir gar nicht ein, ich war in einem Zustande, in dem einem zu Mut ist, als befände man sich unter dem Dach eines einstürzenden Hauses, man wartet nur auf den tödlichen Schlag, Fühlen und Denken, Vernunft und Willen hören eben auf.

Vor mir brauste und schäumte die See, schwarze Wolken jagten über die grell leuchtende Mondscheibe und dann, wenn sie vorüber, zuckte jäh der Schein über die Wellen, wie gelbe Blitze. Ich hatte die Hände fest vor die Augen gepreßt, was hätte ich in diesem Augenblick darum gegeben, hätte ich mich in das Meer stürzen können, um den brennenden



Giuseppe Verdi.

Schmerz in meinem Herzen zu löschen für ewig — oder wenn ich hätte beten können! Kennst Du das Gefühl, wenn es braust im Hirn und mit wehem Sehnen durch das Herz zieht, wenn man nicht denken kann, wie es morgen sein wird und wie es gestern war? Wo man die Empfindung hat, als sei man aus seiner eignen Natur herausgestiegen in ein Wesen, das einem fremd ist und das einen doch beherrscht bis in die zuckenden Fingerspitzen?

Das ist die unbekämpfbare Gewalt des Gefühls, die plötzlich hindurchbricht durch alle Schranken, welche Religion, Sitte, Erziehung um sie gezogen.

„Vernichtung!“ ist das einzige, was man in solchem Augenblick zu wünschen fähig ist.

Endlich löste sich bei mir der Aufruhr der Seele. Thräne auf Thräne rann langsam auf meine zitternden Hände, die sich krampfhaft in lautlosem Gebet ineinander schlangen, und mein Auge blickte hinweg über das weite, schäumende Meer, hinauf zu dem dunklen Abendhimmel, an dem jetzt Stern um Stern blitzend aufging.

Da fühlte ich meine Hand mit warmem Druck ergriffen, und eine wohlbekannte Stimme sagte leise:

„Ich wußte, daß ich Sie hier finden würde, Helene!“

Ich war schnell aufgesprungen, das ganze Weh verratener Liebe schnitt durch meine Seele, mit Blitzesschnelle zog meine freudlose Jugendzeit an meinem geistigen Auge vorüber und der Mann, der da vor mir stand, im hellen Licht des Mondes, er hatte alles Leid verschuldet.

„Wer giebt Ihnen ein Recht, Herr von Gernt, mich bei meinem Vornamen zu nen-

nen?“ rief ich leidenschaftlich, „Sie hätten besser gethan, mich nicht aufzusuchen, was wollen Sie auch von mir? Sie sind glücklich, ist Ihnen das nicht genug, wollen Sie auch noch sehen, daß ich es nicht bin? Sie hätten würdiger, edler gehandelt, mich nicht zu suchen!“

„Ich bin nicht glücklich, Helene, wie Sie wähnen,“ sagte da Gernt mit traurig milder Stimme, „ich habe verloren, was man Glück nennt, daß es nicht alles war, danke ich Ihnen, Sie retteten mir mein Kind, das einzige Wesen, das mich noch ans Leben fesselt!“

„Sie sind nicht glücklich?“ fragte ich beinahe unbewußt zurück und als könne nur so das Rätsel sich lösen, fügte ich hinzu: „Ist Luitka tot?“

„Schlimmer als das,“ entgegnete Gernt und man hörte der Stimme den schmerzvollen Verzicht des Herzens an, „Sie hat mich und ihren Sohn verlassen!“

Es mochte wohl etwas wie Unglaube in meinem Blick liegen, denn Gernt bat:

„Setzen Sie sich zu mir, Helene, es ist eine lange, traurige Geschichte, die ich Ihnen zu erzählen habe und ich muß sie Ihnen mitteilen, damit Sie mich verstehen und vielleicht freisprechen!“

Ich folgte willenlos der Aufforderung und Gernt begann:

„Ich will es nicht leugnen, daß Luitkas Erscheinung damals hier in C. mich fesselte, daß ihre eigentümliche Schönheit mir einen berückenden Sinnenrausch verursachte, aber es wäre eben nur ein Rausch gewesen, der schnell verfliegt, denn in meinem Herzen ruhte ja ein andres Bild.

Zur Neigung, zur warmen, innigen Liebe hätte dieser Rausch sich nie gestalten können, wenn nicht andre sich daran gemacht hätten, einen jungen, heißblütigen Menschen zu verwirren!

Ich will mich nicht entschuldigen, Helene, ich hätte Ihnen glauben müssen und niemand sonst, aber ich war eben berauscht und einem Trunkenen darf man seine Handlungen nicht allzu schroff anrechnen. Frau von Gotzler hat mich nach und nach zu der Ueberzeugung gebracht, Sie, Helene, und Vieler hegten ein Interesse für einander und ich war blind, die Freundestreue, mit der er mich immer wieder auf Ihre tiefen Vorzüge aufmerksam machte, im Gegensatz zu den glänzenden Eigenschaften der Polin, für ein selbstsüchtiges Interesse, das er seinerseits für Sie hege, zu halten.

Auch Sie beobachtete ich genauer und fand, daß Ihnen Vieler nicht gleichgiltig zu sein schien, um so mehr, als mir Luitka vertraute, Sie hegten eine innige Liebe für meinen Freund!

Dann sandten Sie mir mein Wort zurück. —

An dem zornigen Schmerz, den ich darüber empfand, konnte ich ermessen, wie tief meine Liebe zu Ihnen Wurzel geschlagen hatte. — Ich war aber zu stolz, meine Niederlage einzugestehen, auch Luitka sollte sie nicht ahnen; ich trieb mich selbst und ließ mich von Frau v. Gotzler in eine neue Liebe hineintreiben, die lediglich in Eitelkeit und Hochmut wurzelte!

Luitka wurde in K., wo sie bei Frau von Gotzler den Winter verlebte, ungemein gefeiert; man riß sich vollkommen um die schöne Gräfin und sie suchte nur mir zu gefallen, strebte nur nach meiner Liebe, — Frau von Gotzler sagte es mir täglich, stündlich.

Luitka wurde mein! Aber sie hatte meine Vermögens-Verhältnisse und meine Opferwilligkeit überschätzt. Ich sah meine Frau ja gern bewundert, vergöttert, denn meine Liebe zu ihr nährte sich allein von der Eitelkeit, aber ich wollte nicht das ganze Glück des Lebens in lauter Geselligkeit suchen und finden, wie es Luitka that.

Bald war meine Gesellschaft allein ihr langweilig, meine Kasse nicht unerschöpflich genug, all' ihre Bedürfnisse zu bestreiten; selbst der kleine Jusz konnte sie nicht aus Haus fesseln und endlich verließ sie mich und folgte einem Jugendgespielen, einem unermeßlich reichen, polnischen Grafen nach Paris. Seit zwei Jahren sind wir geschieden und Luitka ist nun die Gattin jenes reichen Polen.“

Axel hatte geendet; aber ich konnte keine Worte finden, ihm das zu sagen, was mein Herz bewegte. Wie hatte man freventlich unser Glück vernichtet und was war dadurch gewonnen — nichts! Ich hatte Gernt vergeben, er hatte ja am meisten gebüßt für seine Leichtgläubigkeit, er war unglücklicher noch als ich.

Ich hatte unwillkürlich tief aufgeseufzt bei dem Gedanken daran. Axel wendete den Blick mir voll zu: „Können Sie mir vergeben, Helene?“ fragte er leise und reichte mir die Hand. Ich legte meine Rechte stumm hinein, sprechen konnte ich nicht, die Thränen saßen mir fest in der Kehle.

Wir saßen eine Weile regungslos Hand in Hand, da begann Axel aufs neue:

„Helene, glauben Sie nicht, daß ich mit der Bitte, die ich Ihnen jetzt ans Herz legen will, ein Unrecht zu sühnen gedenke, das ich Ihnen zugefügt; mein Herz allein drängt mich dazu und das Verlangen nach Glück, das in jedem Menschenherzen schlummert! Helene, werden Sie die Meine, der vielgeprüfte, hartgetäuschte Mann wird das Kleinod besser zu hüten wissen, als der leichtgläubige Jüngling. Geben Sie mir den Frieden, nach dem meine Seele so sehr verlangt und seien Sie dem armen Jusz eine Mutter, er hat ja nie das Glück gekannt, eine solche zu besitzen!“

Ich konnte nicht antworten, als aber Axel seinen Arm fest um mich schlang und meine Stirn küßte, da ließ ich es ruhig geschehen, mein Kopf ruhte an seinem Herzen und ich weinte aus voller Seele. —

Halb war es das Nachwehen durchlebten Leides, welches mir die Thränen erpreßte, halb war es das Gefühl des unendlichen Glückes.

Wir saßen lange, lange bei einander, keiner von uns dachte an die Zeit. Die See zu unsern Füßen glitzerte im Mondenlicht, eine Möve glitt flatternd aus ihrem Versteck, ein Raubvogel mochte sie wohl gescheucht haben, und wir feierten das Auferstehungsfest unsrer Liebe.

Da schlug es vom Kirchturm herüber die neunte Stunde.

„Herr Gott, was wird Tante Emma sagen,“ rief ich erschreckt.

„Ich will ihr meine Braut selbst zuführen,“ entgegnete Axel, dann reichte er mir den Arm und wir brachen auf.

Den näheren Weg am Schweizerhause vorbei vermieden wir nicht ganz zufällig. Weshalb jetzt Wermut in den Glücksbecher träufeln? —

Tante Emma saß noch im Wohnzimmer am Schreibtisch, als wir eintraten. Sie wußte nicht recht, was sie sagen sollte, als sie Axel erblickte, den ich ihr mit den Worten vorgestellt hatte:

„Sieh' nur, das ist der Vater des lieben kleinen Jusz!“

Sie wußte nicht, sollte sie Gernt als alten Bekannten harmlos begrüßen, oder sollte sie sich fremd fernhalten, ihre Unentschlossenheit machte einer grenzenlosen Verwirrung Platz, als Axel meine Hand ergreifend ihr entgegentrat und herzlich sagte:

„Helene will mich mit ihrer Liebe für das entschädigen, was ich all' die Jahre hindurch gelitten, um ihres kleinen Lieblings willen will sie mir gehören!“

„Nein, mein Axel,“ fiel ich ihm da in die Rede, „ich liebte den Kleinen Deinetwegen, seine Augen hatten mir's angethan, jetzt aber weiß ich es sicher, Dich habe ich nie aufgehört zu lieben!“

Axel schloß mich fest an sein Herz und Tante Emma, die noch immer kein Wort fand, Gernt zu begrüßen, weinte leise in das vorgehaltene Taschentuch.

Am andern Morgen war Frau v. Büchting so weit genesen, um mich empfangen zu können, sie that es sehr herzlich, sie schien den Neffen innig zu lieben.

Der kleine Jusz aber hing sich zärtlich an meinen Hals und wollte mich nicht wieder frei geben, und Resza fiel mir weinend immer wieder um die Knie.

Axel schrieb noch am selben Tage an Onkel und Tante, bat um meine Hand und meldete uns für die nächsten Tage an.

Wie schön und prächtig erschien mir jetzt K., als ich die Straßen an Axels Arm durchschritt; wir mußten dort einen Tag rasten, Tante Emma konnte die Reise nach Woldeck nicht in einem Tage machen.

Daheim empfing uns Onkel Franz schmunzelnd:

„Hatte ich damals nicht recht, als ich meinte, Du habest Dein Herz an den schmucken Offizier verloren, Lenchen?“ flüsterte er mir ins Ohr.

„Sage das jetzt nicht der Tante!“ bat ich leise zurück.

„Wie werde ich denn!“ lachte der Onkel, „da würde sie erst recht nicht mit Deiner Heirat einverstanden sein, sie ist so nicht recht gut auf Deinen Verlobten zu sprechen!“

Tante Charlotte lernte aber bald Axels gute, liebenswerte Eigenschaften schätzen und war ausgesöhnt mit meiner Wahl; später war ihr eigner Sohn sogar oft eifersüchtig auf der Mutter Liebe zu Axel und Jusz fand in Tante Charlotte ein echtes Großmutterherz.

Wir waren schon mehrere Jahre verheiratet und mein kleiner Liebling hatte ein Brüderchen und ein Schwesterchen; da hatte Axel infolge einer starken Erkältung einen heftigen Lungenhusten bekommen und der Arzt schickte uns nach dem Süden.

Wir waren in Nizza und da es meinem Mann ziemlich gut ging, hatten wir für den Nachmittag mit Freunden, die wir in der Fremde gewonnen, einen Ausflug nach Monte-Carlo verabredet.

Natürlich war der Spielsaal mit seinen wechselvollen Bildern das Hauptziel unsrer Neugier.

Die Damen standen von fern und blickten dem Rollen des Goldes zu, unsre Herren setzten ab und zu ein Goldstück auf Nummern, die wir ihnen nennen mußten.

Da ging plötzlich eine eigentümliche Bewegung durch die Reihen der Anwesenden und aller Augen richteten sich nach dem Ein-

gang. Von daher kam eine feine, äußerst elegant gekleidete Dame, umgeben von einer ganzen Schar Kavaliere.

Unwillkürlich machte alles ihr Platz und sie ließ sich auf einen Sessel nieder, den ihr ein Bankhalter zuschob. Der Kreis der Herren schloß sich ihr an und in wenigen Augenblicken war die ganze Gesellschaft in voller Thätigkeit.

„Das ist die schöne Polin," flüsterte ein Herr in unsrer Nähe seinem Nachbar zu, „sie erhält vom Besitzer der Bank ein bedeutendes Gehalt, denn sie bringt ihm die Spieler scharenweise zu!"

Ich hatte die Worte gehört und die Polin erkannt — es war Luitka. — Leise trat ich an Axels Seite:

„Komm', mein Herz," bat ich, „die Luft ist mir hier zu heiß, ich muß ins Freie!"

Axel geleitete mich fürsorglich hinaus, mit dem nächsten Zuge schon verließen wir das unselige Monte-Carlo, und tags darauf Nizza.

Unsre Freunde glaubten sicher, daß meiner Gesundheit das südliche Klima nicht zuträglich sei — wen wir an der Spielbank von Monte-Carlo gesehen, ahnte niemand! — —

— — „Wie tief lassen diese Aufzeichnungen in das Herz der teuern Entschlafenen blicken. — Treu hat sie ausgeharrt und endlich auch das heißersehnte Ziel erreicht. Ihr ganz zu gleichen soll mein Bemühen sein — vielleicht ringt auch meine Seele sich durch böse Stürme und langes Dunkel dem Morgenrot einer glückverheißenden Zukunft entgegen."



Aus dem dunkeln Thal.

Aus dem tiefen, tiefen Thal,
Wo die dunkeln Eichen stehen,
Mag ich gern im Abendstrahl
Ferne Gipfel glänzen sehen.
Ahnen, wie das Leben schön
Droben ist im Sonnenschein,
Denken mich auf lichte Höh'n,
Mag ich auch im Dunkel steh'n.

Heller wird das Angesicht
Und die Thräne selbst versiegt,
Wenn mein Geist empor zum Licht,
Ferner Sonnenhöhen fliegt.
Darum, Herr, muß ich im Thal
Einsam auch im Schatten geh'n,
Laß mich nur im Sonnenstrahl
Ferne helle Wipfel seh'n.

Marie Laura Foerster.

Etwas über das Nähen.

Es wird unsre Leserinnen interessieren, etwas von der geschichtlichen Entwicklung jener Kunst zu erfahren, in welcher sie alle — das setzen wir in angeborener Artigkeit voraus — einen hohen Grad der Meisterschaft erreicht haben. Zunächst wollen wir ihnen die erstaunlich klingende Thatsache mitteilen, daß das Nähen viel neueren Ursprungs ist als das Sticken. Man stickte schon zu Zeiten der alten Römer höchst kunstvoll, aber das Nähen kannte man kaum. Die reichen Gewänder der Lateiner bedurften keiner Naht, in freien, nur durch Agraffen gefesselten Falten umwollte die Toga und das Pallium die Glieder. Nur Zierraten nähte man an die Gewänder oder benutzte den allerdings längst erfundenen Nähstich zum sticken. Wiewohl man im Orient, woher doch alle Kleiderpracht stammt, schon in alter Zeit etwas vom nähen wußte, so war doch das sehr verschieden von dem, was wir heutzutage nähen nennen und bestand in nichts anderm, als einem leichten Zusammenhängen der Gewänder, und dieses Amt lag dem Mann ob und nicht der Frau — der Frau blieb der Webstuhl überlassen.

Erst mit dem Gebrauch der Wäsche, welche den Alten wenig Bedürfnis war, da sie dieselbe durch das in diesen Ländern immerwährende Baden ersetzten, wurde das Nähen eine Notwendigkeit. Da kam das feine Linnen, welches die fleißige Hausfrau des Nordens mit ihren Mägden spann, und mit ihm der Wunsch, dieses Linnen auch in zweckmäßige Kleidungsstücke zu verwandeln. Interessant müßte es sein, die ersten Anfänge des Nähens zu sehen. Welche Schwierigkeiten die Verfertigung der Wäsche haben mußte, mag aus dem Umstand ersichtlich sein, daß es Königinnen gab, so z. B. Elisabeth von England, welche nur sechs Hemden besaßen. Des ersten Hemdes geschieht Erwähnung anläßlich der heiligen Segoline im achten Jahrhundert nach Christo. In Frankreich soll im fünfzehnten Jahrhundert die Gemahlin König Karls VII. die ersten leinenen Hemden getragen haben. — Selbst Ludwig der Vierzehnte hatte in seiner Jugend fast noch Mangel an ganzen Leintüchern.

Erst im vergangenen Jahrhundert finden wir das Nähen auf der Stufe heutiger Vollendung — ja vielleicht sogar, was mühevolle Arbeit anlangt, ausgebildeter als heute. Damals galt die Zeit noch nicht soviel und es wurde auch auf den Unterricht des Nähens eine viel größere Sorgfalt verwendet.

Die Frauen aus den höchsten Kreisen beschäftigten sich damit. Die Ausstattung in Wäsche spielte in früherer Zeit eine große Rolle, die sie heutzutage eingebüßt hat. Wäsche wurde der Stolz jeder Hausfrau und die Verfertigung derselben galt als eine Kunst, welche jede Frau zu besitzen stolz war. Selbst große berühmte Männer verschmähten es nicht, ihr Vergnügen daran kundzugeben. Goethe erfreute sich ungemein an den wohlgefüllten Wäscheschränken seiner Mutter — der Frau Rat — und in „Hermann und Dorothea" legt er der Mutter Worte des höchsten Lobes über die Leinwand in den Mund.

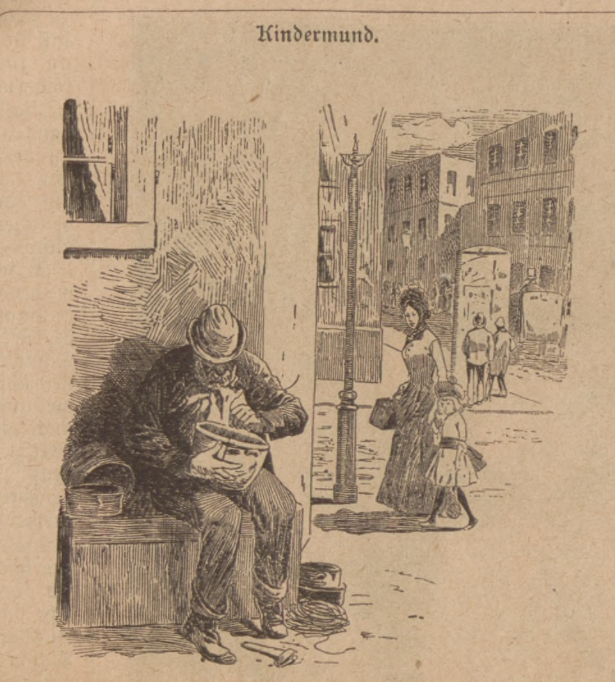
Noch vor vierzig Jahren hielt man es für eine reine Unmöglichkeit, jemals etwas zu erfinden, das den feinen mühsamen Steppsaum ersetzen würde, dem man eine ungeheure Wichtigkeit beilegte.

Welche unendliche Mühe und welchen Aufwand von Denken kostete damals die feingefaltete Brust eines Manneshemdes. Aber wie überaus kostspielig war dasselbe auch zugleich! Noch vor einem Vierteljahrhundert schüttelte manche tüchtige und erfahrene Hausfrau den Kopf zur Maschinennäherei, aber heute hat sie über jedes Vorurteil gesiegt.



Giuseppe Verdi (Seite 49.) Dieser große italienische Meister der Tonkunst, der Komponist der Opern: Hernani, Troubadour, Rigoletto, Othello, Aida u. s. w., wurde am 9. Oktober 1814 zu Roncole in Parma geboren. Der Melodienreichtum seiner Schöpfungen hat denselben überall die wärmste Aufnahme gesichert. Mehrere Jahrzehnte ragte Verdi in Italien wie ein Riese über die Mittelgrößen seiner Kunst empor. Erst in neuester Zeit hat Pietro Mascagni mit Cavalleria rusticana (Bauernehre) einen seinem großen Vorgänger würdigen Triumph gefeiert.

Kindermund.



(Drahtbinder umflechtet einen Topf.)
Kleine Erna: „Mama, Du wolltest ja Papa 'n Bouquet zum Geburtstag kaufen, da sitzt der Mann."
Mutter: „Der hat doch keine Blumen."
Kleine Erna: „Aber doch so schönen Draht."

Ganz nach Befehl.



Hausfrau: „Auguste, warum haben Sie das Verhältnis mit Ihrem Infanteristen nicht aufgelöst, wie ich es Ihnen befahl?"
Dienstmädchen: „Ist ja geschehen, gnädige Frau! — Sehen Sie sich ihn heute Abend nur genauer an, 's ist jetzt 'n Ulan."



Das Gemeindeschulwesen in der deutschen Hauptstadt. Das Verzeichnis der Rektoren, Lehrer und Lehrerinnen an den Berliner Gemeindeschulen blickt in diesem Jahre auf ein fünfzigjähriges Bestehen zurück. Von Jahr zu Jahr ist sein Inhalt umfangreicher geworden; gegenwärtig umfaßt es bereits 158 Seiten. Die Reihe dieser Verzeichnisse giebt eine sorgfältige, alle Zweige des Volksschulwesens in Berlin umfassende Geschichte der letzten 50 Jahre. Während wir auf dem ersten 1843 erschienenen nur 12 Kommunalschulen mit 86 Lehrern finden, weist das diesjährige nicht weniger als 198 Schulen mit 3331 Klassen, 180 756 Schulkindern und 4039 Lehrkräften auf. Von letzteren sind 198 Rektoren, 1920 ordentliche, 42 zeitweilig beschäftigte und 91 Hilfslehrer, sowie 1028 ordentliche und 55 zeitweilig angestellte Lehrerinnen; die übrigen sind technische Lehrerinnen. Von den vor 50 Jahren verzeichneten Lehrkräften ist nur noch eine einzige — Rektor Griese — im Amte. Von den angeführten 198 Schulen sind 186 evangelisch, 12 katholisch; außerdem befinden sich an drei Schulen noch katholische Abteilungen. An Knabenklassen sind 1631, an Mädchenklassen 1660, an gemischten Klassen 40 vorhanden. Auf jedes Gemeindeschulwesen kommen durchschnittlich 16,82 Klassen mit 913 Schülern, auf jede Klasse rund 54 Kinder. 14 Schulen weisen mehr als 20 Klassen auf, während die kleinste nur 8 Klassen hat. Die Zahl der Unterrichtenden an einer Anstalt schwankt zwischen 12 und 34. Die Vermehrung des Lehrpersonals innerhalb des letzten Jahres betrug 71 Stellen, während sich die Zahl der Schulen um 3, die der Klassen um 85 und die der Schulkinder um 2287 hob. Der Unterricht an den Gemeindeschulen in Berlin ist unentgeltlich, auswärtige Kinder müssen jedoch 2,50 Mark monatlich Schulgeld zahlen. Befähigte Kinder unbemittelter Eltern empfangen auf Kosten der Stadt noch freien Unterricht auf höheren Lehranstalten. Das gesamte Gemeindeschulwesen erforderte für das Jahr 1893/94 bei einer Einnahme von 89 788 Mark einer Ausgabe von 9 406 077 Mark einen Zuschuß von 9 316 289 Mark.

Auflösung der Kreuz-Aufgabe
in voriger Nummer:

			W	B	S			
			A	R	C			
			H	A	H			
W	A	H	R	S	A	G	E	R
B	R	A	S	I	L	I	E	N
S	C	H	A	L	T	T	A	G
			G	I	T			
			E	E	A			
			R	N	G			

Au! Eine Gesellschaft, welche sich im Zoologischen Garten aufhielt, kam auch zu dem Bärenzwinger, in welchem sich ein brauner Bär, der ein gräßliches Gebrüll ausstieß, befand. Einer von den Anwesenden, ein Kaufmann, meinte: „Diesen Bär könnte ich im Geschäft gebrauchen!" — „Wieso?" fragte jemand. — „Ich würde ihn mit schriftlichen Arbeiten beschäftigen, denn es ist ja ein Schreiber. (Schrei-Bär)."

Kasernenhofblüte. Feldwebel (während des Marsches): „Sie, Sauer, geben Sie acht, daß Sie nicht über einen Stein stolpern — wie leicht können Sie fallen und sich eine vorschriftswidrige Nase holen."

Die Michaelisgans in England. In England pflegt in vielen Familien, welche es dazu haben, am Michaelistage eine gebratene Gans verspeist zu werden. Diesem Gebrauche liegt folgende, geschichtliche Begebenheit zu Grunde: Die jungfräuliche Königin Elisabeth von England machte im Jahre 1588 eine Reise nach Fort Tilbury. Auf dem Wege dahin kehrte sie am 29. September, dem Sankt-Michaelistage, bei dem Ritter Neville ein und nahm auf seinem in der Nähe von Tilbury belegenen Schlosse die Mittagsmahlzeit. Der Ritter setzte der Königin unter anderm eine gebratene Gans vor, wovon sie mit großem Appetit aß; danach forderte sie von ihrem Wirt ein Glas Burgunder, um, wie sie sagte, auf die Vernichtung der berüchtigten spanischen Armada zu trinken. Man wußte, daß diese sogenannte unüberwindliche Flotte damals im Anzuge war. Kaum hatte Elisabeth mit diesem Trinkspruch das Glas geleert, als ein Eilbote die Botschaft von dem durch schreckliche Stürme bewirkten Untergange der Armada brachte. Die Königin verlangte hierauf noch ein Glas Wein, um diese vortreffliche Nachricht zugleich mit der Gans verdauen zu können. Seit diesem Tage unterließ sie nicht, sich zum Andenken an dieses Ereignis am Michaelistage als Hauptgericht einen Gänsebraten vorsetzen zu lassen. Der Hof folgte natürlich ihrem Beispiel, welches dann auch bald von allen Volksklassen nachgeahmt und zuletzt ein stehender Brauch wurde, welcher sich in England bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Enthüllung. Frau: „Was wollen Sie?" Mann: „Ich bin der Nachtwächter, der Herr hat gesagt, ich soll mir heute ein Trinkgeld abholen kommen." Frau: „Aber Sie sind ja garnicht von unserm Revier." Mann: „Nein, ich bin der, welcher den Herrn immer von der Kneipe bis zu dem Nachtwächter Ihres Reviers transportiert."

Eine neue Fakultät. Pfarrer: „Nicht wahr, Hutzelbauer, Euer Sohn studiert?" Bauer: „Ja, aber die G'schicht sticht scho' in's saufen hinüber!"

Auflösungen aus voriger Nummer:

der zweisilbigen Scharade: **Sternkreuz**; des Krebsworträtsels: **Abel—Leda**; des Rätsels: **Gemse, Ems**.

Redigiert von W. Herrmann, Berlin.
Gedruckt und herausgegeben von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.